

275
Wissenschaft 216
an der Wende

7. Die Gedichtsnot und die Gefahr der Barbarei
Von Prof. Dr. Eugen Rosenstock

baum nachsehen, hinterm Ader. Der hat sicher schon seine hundert Jahre auf dem Budel, was meinst du? Vielleicht haben sie den gepflanzt, als sie das Geld vergruben? Dann wurde er mittraulich: Woher weißt du?

Der Sohn antwortete nicht, aber er selbst sagte: Natürlich ist das ganze Dorf voll von davon. Sie haben nichts Besseres zu tun, als sich um mich zu kümmern. Aber ich werde der sein, der zuletzt lacht! Und er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß Flasche und Gläser zu langen begannen.

Aber heute wollen wir feiern! rief er, „morgen ist auch noch ein Tag!“

Sie tranken viele Stunden lang. Eine ganze Batterie Flaschen stand auf der Erde. Der Alte schüttelte seine Mähne.

„Junge, Junge“, trompetete er, „mein Kummer ist nicht von gestern!“ Dann schweig er wieder lange vor sich hin, und schließlich schlief er ein. Die Stitze vornüber gebeugt, auf dem Tisch, vor dem er saß.

Der Sohn saß da mit angehaltenem Atem. Die Flügel des Alten waren unruhig, er warf den Kopf hin und her, und manchmal murmelte er unverständliche Worte vor sich hin. Schwere Träume mochten ihn plagen. Der junge Mann war bleich von so viel Elend.

Auf den Schellen lag schon das fränke Grau der Dämmerung, als der Sohn leise aufstand und aus der Stube schlich. Er stieg in den Keller hinunter und suchte lange unter dem aufgehäuften alten Gerümpel. Schließlich fand er eine kleine Truhe mit rostigem Beschlag, die schon seit undenklichen Zeiten hier wohl gestanden hatte. Dann machte er sich broden im Flur an seinem Soldatenlöffelchen zu schaffen.

Später stellte er vorsichtig, sämtliche Oruben vermeldend, mit einem Spaten und der kleinen Truhe bewaffnet, in die Richtung des Aders davon. Nach einer Stunde etwa kehrte er wieder, schlich geräuschlos ins Haus, verwahrte den Spaten, ging in die Stube und legte sich hin. Er schlief augenblicklich ein, schließ traumlos und lange.

Als er wach wurde, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Er spähte zum Tisch hinüber, an dem der Alte gesessen hatte; sein Platz war leer.

Der Alte saß vor dem Haub; er stierte über das verweilte Band hin. Schweigend saß er da, die Schultern vorgebeugt, müde wie einer, der einen langen Weg zurückgelegt hat und endlich am Ziel ist.

Nach einer Weile sagte er: „Siehst du, Junge, heute habe ich den Schatz gefunden, heute, wo es nicht mehr so nötig gewesen wäre. Denn jetzt habe ich dich ja wieder. Verstehst du, was ich meine?“ Er wandte den Kopf nicht zum Sohn hinüber, und auch der junge Mann blinnte geradbraus, aber es war ein Lächeln in seinem Bild, als erspähte er irgendwo in weiter Ferne etwas sehr Schönes.

„Aber eines“, sagte der Alte, „verstehst du nicht. Es ist Goldstaub. Ich dachte, es würden Klagen sein. Aber man stirbt manchmal, wie?“ Und er wandte zum erstenmal den Kopf und sah dem jungen Mann voll ins Gesicht. Er war sehr ernst. Der Sohn dachte angestrengt nach über eine mögliche Erklärung dieser fatalen Tatsache, daß es Goldstaub war. Es schien ihm selbst unwahrscheinlich, daß des Sultans Kriegskasse daraus bestanden hätte. Aber es fiel ihm nichts Vernünftiges ein. Er schweig also und hielt dem Bild des Alten angestrengt stand. Der legte den Arm um seine Schulter.

„Es wird gut sein, wenn du nach dem Försterhaus siehst. Dort ist wer, der sieben Jahre lang auf jemand gewartet hat. Das tun heutzutage nicht mehr viele Mädchen. Was meinst du?“

Der junge Mann stand mit einem Rud auf, um loszugehen. Als er das verweilte Holztor aufstieß, holte ihn die Stimme des Alten ein.

„Hör mal, guter Junge! Der Schatz, den ich suchte, war für dich bestimmt. Denn ich glaubte immer, du würdest arm und zerrissen heimkommen. Hatte ich recht?“

Diese dunke Frage war das letzte, was der Sohn an diesem Tag von seinem Vater vernahm. Denn er lief, was ihn die Beine tragen konnten. Am Ende des Dorfes traf er Peterchen, der ihm strahlend in die Arme fiel. Er packte Peterchen bei der Brust, schüttelte ihn und sagte zu dem erstaunten Freund: „So ein alter Teufel!“ und dabei grinste er dem verdutzten Kleinen Red ins Gesicht.

Vor 190 Jahren hat Friedrich Schiller dem deutschen Volk die großen Ereignisse der europäischen Geschichte in seinen mächtigen Dramen lebendig gemacht. „Wallenstein“, „Don Carlos“, „Die Jungfrau von Orléans“ und „Wilhelm Tell“ — in ihnen ist die Geschichte erschlossen als fittliche Macht. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Als Professor der Geschichte hat Schiller aber auch den Anschluß an die wissenschaftliche Geschichtsschreibung gefunden. Und selbst das große Publikum kennt seine Geschichte des Abfalls der Niederlande oder hat wenigstens davon gehört, daß er sein Wirken in Vena eröffnet habe mit einer großen Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“

Weniger bekannt ist es aber, daß der Dichter nicht nur hinüber zum Geschichtsstudium die Brücke geschlagen hat, sondern daß er mit gleicher Kraft an den Volkserleuchtungen hing. Und doch erkliert erst diese Seite seines Wertes die Vollständigkeit seines Schaffens. Eines seiner letzten Worte vor dem Sterben war der Wunsch: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; Da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Das Wort in der Sterbesunde wiegt schwer. Also der Lust an den geraunten und vererbten Geschichten räumte Schiller die gleiche Würde und Wichtigkeit ein wie dem reinen historischen Kunstwert und dem ersten Stadium der Geschichte.

So umfaßt er die geschichtlichen Strömungen in all ihren verschiedenen Höhenlagen mit gleicher Jubrum. Kann es da seinem Volk, dem Volk Schillers, je an Geschichtswissen mangeln?

Man sollte es nicht für möglich halten. Und doch ist heute deutlich ein Nachlassen der geschichtlichen Sicherheit zu verspüren. Nicht nur der Deutschen, auch aller anderen Völker bemächtigt sich eine Unrast und Ungebuld. Sie scheinen sich losgerissen zu fühlen vom Mutterboden des großen Geschehens ihrer Ahnen. Die alten geschichtlichen Werte in Europa sind bedroht. Schon spriht man von Einbruch der Barbarei in Europa; Barbaren aber sind eben geschichtslose Massen, geschichtslos gewordene Massen. Denn von Haus aus sind alle Menschen geschichtsläugig und geschichtstrah. Es ist also eine nachträgliche Erkrankung, wenn ihr Gedächtnis abstumpft, weil die Last der Erinnerungen mit dem eigenen Leben der Generation nicht mehr vereinbar zu sein scheint.

Aber die Erkrankung braucht vielleicht auch nur eine heilsame Erschütterung zu bedeuten, durch die neuer Geschichte Bahn gebrochen wird?

Das Verhältnis zwischen Sage und natver Überlieferung, künstlerischer Erzählung der Vergangenheit und mühsamer Erforschung der Geschichte ist jedenfalls heute gestört. Das Gleichgewicht, in dem bei Friedrich Schiller diese drei Arten der Geschichte standen, ist verschwunden.

Das Volk rount sich heute andere Geschichten zu, als die Schriftsteller gestalten; und die Schriftsteller gestalten nicht, was die Gelehrten erforschen. Dieser Riß zwischen 1. Mythos und Sage in den Massen, 2. Biographie und Erzählung unter den Gebildeten, 3. Forscherarbeit am Quellenstoff für die Gelehrten macht die Geschichte unserer Tage aus.

Im Volk wird seit Jahrzehnten vom Christentum, vom Salentum, der Sachsenbelehrung, dem Bauernkrieg, dem heiligen Römischen Reich, von den Juden, den fremden Massen, den Franzosen, dem Papsttum, den Freimaurern, den Fürsten, dem Kapitalismus geraunt und gemurmelt, getuschelt und gezetzt mit einer Freude am Aberglauben, an Widerfynn sogar, und mit einer Abneigung gegen die einfachsten Wahrheiten der Wissenschaften, die zu denken geben müssen. So muß irgend etwas nicht stimmen, wenn das tollste Zeug so heißungrig geglaubt wird. Ein ge.

helmer Junger kündigt sich jedenfalls an, dem die öffentliche Geschichtskunde offenbar nicht Genüge tat.

Auf der anderen Seite bezeugt ein Blick in die Schulbücher der Geschichte und in die Vorlesungsprotokolle der Geschichtsprofessoren die Unsicherheit, die auf dem unermesslich breiten Strom der bisherigen Geschichtsschreibung herrscht. Seine Zuflüsse verdrängen. Weder die Geschichte der Kirche, noch die Geschichte des Staats haben mehr jene elektrische Verbindung mit dem Innern des Volkes. Von der Tiefe aus scheinen sie zu verfliegen. Ein Beispiel: Seit dreißig Jahren bemühen sich die Lehrbücher, neue Geschichtsperioden zu bilden. Die wichtigsten Einschnitte der Geschichte, die bisher unverrückbar fest standen: wie der Eintritt der Neuzeit mit 1517, wie das Goldene Zeitalter des Perikles (430 vor Christi), wie der Eintritt des Christentums in die antike Welt, sind von der geschichtlichen Kritik wegdapputiert und wegkritisiert worden. Man hat sich bemüht, die Neuzeit einhundertfünfzig Jahre später oder zweihundert Jahre früher ansetzen zu lassen. Man hat sich bemüht, die Goldene Zeit Griechenland von Perikles zurückzuerlegen auf die Zeit der Aginetenrieze (600 bis 600) und der archaischen Bildhauerkunst. Man hat Luther das Recht abgesprochen, durch seine Reformation die Neue Zeit eingeläutet zu haben, und hat die Neuzeit aufs Jahr 1648 hinter den Dreißigjährigen Krieg datiert. Damit hat es die Wissenschaft zwar fertiggebracht, den Glauben an die bisherigen Einschnitte der Geschichte zu erschüttern, aber sie hat nicht die Kraft gehabt und konnte sie nicht haben, für ihre eigenen neuen Einschnitte die Massen zu gewinnen. Und wie hätte die Wissenschaft auch für ihre Schulmeinungen die Völker gewinnen sollen? Die wichtigsten Einschnitte der Geschichte werden so nicht etwa erst durch Bücher oder durch Verträge festgelegt. Denn daß die Schlacht bei Zennberg eine wichtige Geschichtstatsache sei, das wußte man am 1. September 1914, und man wußte es gerade nicht aus der geschichtlichen Literatur. Sondern es erfüllte eben von diesem Tage an der neue Name für eine entscheidende Tatfache: Die Schlacht bei Zennberg. So aber ist es mit allen historischen Ereignissen bestellt. Der Siebenjährige Krieg, die Reformation, die hundert Tage Napoleons I., die französische Revolution, die zehn Tage, die die Welt erschütterten, das sind Ereignisse, die sich in Herz und Sinn der Zeitgenossen einschreiben und eingeschrieben haben müssen, bevor wir begierig zu den Büchern greifen, die uns diese Ereignisse im einzelnen erzählen wollen. Die Bücher erzählen, was passiert ist. Aber sie müssen von dem erzählen, was Auffälliges passiert ist. Jedoch: wir wollen heute von anderen Ereignissen erzählt bekommen als bisher.

Deswegen sind die Schulbücher in Verlegenheit. Im Augenblick dieser Verlegenheit sind die Geschichtserzähler auf eigene Faust vorgefahren: Sie haben viele Biographien auf den Markt geworfen. Die Helden der bisherigen Geschichte: Cäsar, Napoleon, Friedrich II., aber auch Plato, Schopenhauer und Goethe, Blamarc und Byron und so weiter sind in den letzten Jahren vorzüglich zum Gegenstand der Geschichtsbücher geworden, die sich an ein gebildetes Publikum wenden. Der andere Erfolg sind die sogenannten Kulturgeschichtsbücher. Die Wissenschaftsgeschichten, die Kunstgeschichten, Rechtsgeschichten, Geschichten der Technik, Geschichte der Arbeit, Geschichte des Porzellans, Geschichte des Ackerbaus, der Medizin usw. sind immer zahlreicher geworden. Man hat als solche Spezialgeschichte auch die Geschichte des niederen Volkes geschrieben. Und an dieser Stelle greifen die Ertrag- und Teillösungen und die Spezialwerke am klarsten hinüber in die neuen Generalfragen, die wir als Laien an die Geschichte stellen.

Nicht der Staatsmann und nicht die Kardinal, nicht die demokratischen und die konservativen Politiker, nicht die Lehrer und die Juristen sind nämlich heute das Publikum, das den Geschichtsschreibern die Aufgabe stellt. So war es noch bei Treitschke, bei Sabel, bei Ranke und bei Mommsen. Dieses Publikum gibt es natürlich auch heute noch. Aber eine andere Seite unseres Innern bedarf heute auch der Geschichtsschreiber! Es ist der Enkel einer Familie, der Erbe eines Geschlechts, der Sohn eines Elternpaares, der heute angesichts der Bedrohung der Familie geschichtsbedürftig wird. Und diese vielen einzelnen Söhne des Volkes, die in einer Notzeit sich fragen, wie sie zu Ahnherren künftiger Geschlechter zu werden vermöchten, tragen ihr inneres, früher in jeder Familie für sich erledigtes Geschichtsangelegen hinaus in die Öffentlichkeit. Das ist die tiefe Unruhe, die alle Nationen der Erde ergriffen hat!

Die Völker des Menschengeschlechts wollen in dieser Weltreise wissen, weshalb sie anders sind als die anderen und ob sie anders bleiben sollen! Der Deutsche und der Franzose, der Russe und der Engländer, der Adlige und der Bauer, der Jude und der Christ, der Romane und der Germane, sie wollen wissen, was von ihren Unterschieden, was an ihnen selber, in Gebärde und Blick, in Schülterhaltung und Handbewegung, in Profil- und in Schädelbildung, in männlicher Dentweise und in weiblicher Sitte unveränderlich und angeboren, was vergängliche, geschichtliche Angewohnheit und was mühsam errungene und verantwortlich selbsthaltende, geschichtliche Leistung ist. Für jeden Freier einzeln, aber auch für die Nation im ganzen wird zum Beispiel Inzucht oder Brautfahrt in die Ferne die Schicksalsfrage für die Vererbung ihrer erworbenen Eigenschaften. Wenn der Deutsche arbeitsam bis zum Übermaß, gründlich und gewissenhaft bis zur Pedanterie, ruhig und unaufgeregt bis zur Gleichgültigkeit, gelehrt und formlos den anderen Völkern gegenübersteht, die in ihm zu seiner eigenen Verwunderung in erster Linie den unbefleglichen Krieger und Soldaten sehen, so will er wissen, ob er mit diesen Eigenschaften einen bleibenden geschichtlichen Aufstieg seines Volkstums erfüllt oder wie weit ihm nur vorübergehende geschichtliche Tugenden andere ebenso wertvolle Eigenschaften wie die volkstümliche Rede oder den politischen Sinn oder den Glanz der Form vorenthalten haben. Ahnenluth und Ahnensegnen lassen so auf Völkern, wie auf dem einzelnen, und fordern Deutung.

Die Geschichte der Völker als der Pflanzstätten bestimmter Menschenarten, als der Wartenorte der Menschheit, wird von den Augen jener Zuschauer gesucht, die wie so oft heute auf die Ausgrabungen der Prähistoriker starren sehen. Und weshalb lesen wir denn so gern Biographien? Doch wohl, damit wir einen geistigen Ahnenen unseres eigenen Lebens in irgendeinem Zuge des Helden wiederhaben können. Was ist der berechtigte Kern der so angeschwollenen Kulturgeschichte? Der Mensch vor den Festen, die wir heute feiern, vor den Sitten, die uns heute das Leben menschlich machen, vor der Weisheit im Zusammenleben der Arbeit und des Kriegs, des Gesehmachens und des Friedensschließens, die uns heute in so seltsamer Weise abhandlungen gekommen ist, dieser Mensch, soll im Rückblick sich kräftigen. Mensch heißt ja Rückblick.

Staatsformen, Kulte, Könige, Kriege, Wechsel der Dynastien, Veränderung der Staatsgrenzen, das erscheint also wichtig unter dem höheren Gesichtspunkt: was für eine Menschheit ist mit ihrer Hilfe und in ihrem Gesolge ins Leben getreten? Wie haben Väter dadurch ihre Kinder erzogen, wie haben Mütter dadurch ihre Söhne begeistert, wie haben Geschlechter dadurch eine abtugliche Haltung empfangen, daß sie im Kampf für die Venaten, zur Befreiung des Heiligen Grabes, oder auf den Barkliden für die Freiheit sich gepöbert haben? Woher die Stämme und die Völker sich regenerieren und durch welches Feuer sie gehorsam und opferbereit bleiben, das ist die Frage aller Fragen. Man könnte diese Frage gestellt, aber kurz als die der „Laobizee“ bezeichnet. Wir fragen heute, wie die Völker lebendig bleiben und wie Völker lebendig geblieben sind trotz all ihrer Sünden und: Greuel. Laobizee wäre also die Lehre von der Rechtfertigung und der Vergebung der Sünden der Völker, vom Lebensinn ihrer Kriege, Krankheiten und Klassenkämpfen. Wörtlich heißt nämlich „Laobizee“: Rechtfertigung des Volkes, und tritt damit an die Stelle einer Geschichtsschreibung, die in den letzten Jahrhunderten geherrscht hat und die ihr oberstes Ziel in der „Theodizee“, in einer philosophischen Rechtfertigung Gottes selber sah. Laobizee statt Theodizee, so lautet die Formel für den Wechsel des geschichtlichen Weltmottos. Wir wollen wissen, was Kirche und Staat, was Geselligkeit, Lebensform und Sitte, was Verhältnis der Geschlechter, Ehegesetze und Schulordnungen dazu beitragen, damit zum Beispiel die herrschende Klasse ihren Auftrag vollbringen kann, um Menschen zu erziehen, die mit Ehren das Ebenbild des Schöpfers heißen; das ist die wirkliche Frage, die von den Massen der modernen Arbeitswelt an ihre Lenker und Erzieher gerichtet wird.

Glücken die Völker im Schmelztiegel der Schöpfung zu diesem großen Ziele hin, damit sie das Geschöpf zum Ebenbild des Schöpfers hin erschaffen? Wenn die Geschichte der Völker imstande ist, zur Schöpfungsgeschichte in diesem Sinn zu werden, nur dann wird sie der Frage lauschen, durch deren Beantwortung die unruhig gewordenen Völker sich in ihrer Ahnenreihe zurückfinden wollen und durch die allein sie die Geburt zum Ertragen

ihrer Leiden ausbringen können. Denn ein Volk, das keine Vergangenheit hat, hat keine Zukunft.

Daher der Erfolg zum Beispiel Spenglers, der die menschliche Geschichte zu einem Kapitel der Naturgeschichte zu machen versuchte. Sein Erfolg war um so berechtigter, als damals der Friede von Versailles gerade ein Stück unserer vaterländischen Geschichte an sich zu reißen und auszuschalten versuchte. Daher aber auch das Interesse für Vererbungslehre und Biologie, die an Stelle der versagenden Kirchen- und Staatengeschichte seit fünfzig Jahren verschlungen werden. Die düsternsten Rassenkulturen werden verschlungen, die ein schwacher Abglanz nur der Gedanken Gobineaus und des „Rembrandtdeutschen“ sind. Daher rührt auch mein eigenes Anliegen, die Geschichte der Völker im engeren Sinn als den Fortgang der Erdgeschichte nachzuweisen, als die Verlegung der Regeneration, der Schöpfung in uns Menschen hinein (in meinem bisherigen Hauptwerk „Die Europäischen Revolutionen, Volkscharaktere und Staatenbildungen“, Verlag Eugen Wiedersich, Jena). Die Reproduktionseinrichtungen für die modernen Nationalcharaktere des Engländers, des Deutschen, des Franzosen sind in vulkanischen Prozessen, die

denen der Erdgeschichte vergleichbar sind, geschaffen worden — und diese Geschichte geht weiter! Daher die Begeisterung, die Edgar Dacqué durch sein Buch „Urwelt, Sage und Menschheit“ (Verlag R. Oldenbourg in München) erregt hat, der im Geraune des einsamen Kumbergmüts wieder den Anlauf echten Geschichtsinnes verehrt. Das Thema der Geschichte hat sich geändert. Man spricht zwar gern von einem Einbruch der Barbarei; aber die neuen Barbaren wollen zu Trägern der eigentlichen geschichtlichen Vererbungslehre werden. Die Gefahr der Barbarei ist da; sie ist aber beschworen, wenn die große Unruhe im unterirdischen Strom des Völkerlebens ihre Fragen aussprechen kann. Das Organ dieser Aussprache zu sein, ist die Ehre der Historiker.

Und der begreift die neue Geschichtsnote, der lauscht und hört, was in seinem eigenen Innern, was in den tiefsten Schichten der eigenen Seele erschüttert ist und nach neuer Schichtung und Ordnung ruft. Die Geschichtsschreibung wird mütterlich werden und vom Stammbaum des Menschengeschlechts erzählen und forschen. Dann wird das unlaute Raunen, das Zeichen unserer Geschichtsnote, sich legen, und das Buch der Vergangenheit wird wieder gern gelesen werden als Gedächtnis der Ahnen.

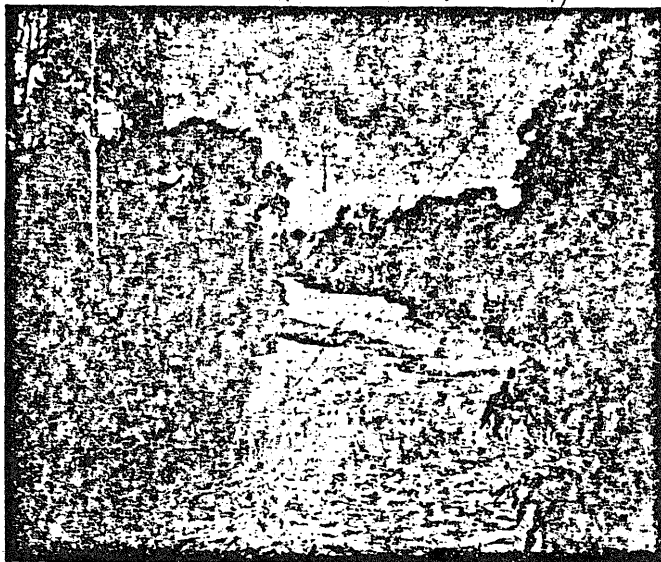
Der letzte Urwaldrecke

Von Ludwig Zukowsky
Mit Aufnahmen des Verfassers

Im schiffbefestigten Dicht des grünlichimmernden Sumpfes liegt behäbig, einem mächtigen Steine gleich, ein grauer, hornbewehrter Koloss, den ein läppischer kleiner Kobold umtobt, so daß das morastige Wasser hoch aufspritzt. Eine Nashornmutter nimmt mit ihrem Kälbchen hier in der Sühle ein ergebliches Schlammbad. Mit hochgehender Nase windet plötzlich die Nashornkuh nach dem Uferand, und das Kälbchen hat in der Nähe seiner Mutter Aufstellung genommen. Mit ungeheurer Schnelligkeit verläßt die Alte mit ihrem Rinde den Rasplatz, durch den aufspritzenden Schlamm fast völlig befeuert. Beide verschwinden brechend im Dicht. Am Ufer des Urwaldsumpfes aber tauchen jetzt viele braune Gestalten auf; jede trägt einen starken, unten zugespitzten Bambusstab. Im Busch erhebt sich gleichzeitig ein ohrenbetäubender Lärm. Die beiden Nashörner stoßen bei ihrer Flucht auf eine Kette brauner Menschen mit Bambusstäben; sie wenden und nach kurzer Zeit bietet sich ihnen das gleiche Bild; sie drehen abermals — wiederum stoßen sie auf lärmende braune Menschen mit Bambusstäben. Immer enger zieht sich die Umklammerung der schreienden, kreischenden und lärmenden Eingeborenen; schon sind die Tiere so eng eingekreist, daß sie völlig verwirrt in dem kleinen, ihnen gelassenen Ring hin und her laufen. Ein harter Knall zerreißt die Luft — krampfhaft mit den Fäusten schlagend, liegt die Nashornmutter auf der Seite, im Todeskampf ein tiefes Bett in den Urwaldboden wühlend. Ratlos bleibt das Kleine bei der toten Mutter. Ein enger Kreis von 350 Bambuspfeilen mit je einem da-



Ein vorderindisches Panzernashorn, das einzige Exemplar auf dem europäischen Kontinent, befindet sich im Tierpark Hagenbeck in Stellingen



Ein Blick in die Heimat des Panzernashorns

hinterstehenden Manne bildet nun einen regelrechten Pferch, in dem das verwalste Kälbchen hin und her läuft. Uplötzlich springen zehn braune Gestalten auf das Kleine, werfen sich über den strampelnden und bogenden Körper und fesseln ihn mit starken Basttauen: der Nashornfang der Nepalesen ist geglückt! Er erfolgt nicht im humanen Sinne der europäischen Tierfänger, die dem Muttertier in allen Fällen weitgehenden Schutz angedeihen lassen. Im Triumph wird die kostbare Beute dem Herrscher des Reiches dargebracht. An seinem Hofe wird „Nepali“, das Nashornkälbchen, mit Liebe und Sorgfalt aufgezogen. Durch seine Zähmheit erzieht es sich viele Freunde.